

Der Lederapfel.

Eine kurze Theater-Groteske von
C. A. Moellinghoff.

Infolge eines schmerzlichen, unheilbaren Leidens...
Weigel, der bekannte Schauspieler, von der Bühne zurück-
getreten...

So die „Neuesten Nachrichten“.
— Einmal Lederapfel, den Arthur Weigel seit dem 18. Sep-
tember...
— Dort mit dem gottverdamnten Arthur Lederapfel, fort
mit ihm!

Gezweifelt hat er die Besichtigung...
— Die Geschichte dieses Wagnisses ist recht kurz:

Meier-Haagen, der große Regisseur, debütierte a. G.,
und Arthur Weigel sollte den Zell geben, wie er ihn wohl
schon an die hundert Mal vorzüglich gespielt hatte. Da
mußte es geschehen: kurz vor der Abreise vernahm man
die grunzende Stimme des Zells, das Ziel für Zells führe
Armbrust, das geordnete Requisite! Nun, Meier-Haagen
läßt sich durch diese Unannehmlichkeiten nicht aus dem Kon-
zert werfen. Er hat während der Pause einige Bühnen-
arbeiter Aepfel essen lassen. Jetzt verliert er eine der übrig-
gebliebenen Früchte durch die Ruffisse dem Staatsfänger, der
sie dem tapferen Schwertkämpfer auf's Haupt legt.
Alles ist bereit und Zell-Weigel kann den Schuß mar-
tieren.

Aber hierzu kommt es eben nicht...
Arthur Weigel, der Bühnenspieler, vernimmt sein
Stöhnwort:

„Vater, schlag zu! Ich fürcht' mich nicht.“
Er bringt auch noch seine Replik heraus:
„Es muß...“

„Nicht schon mit ganz gepfeifter, erschrockener Stimme.
Er liebt das Ungeheuerliche...“
Der Lederapfel...
Und marmel verlorst:

„Was... was... ist denn das? ... Wie kommt denn
der echte Apfel... Wie ist denn das möglich? ...
Der Lederapfel...
Dann ging der Vorhang nieder.
Nun ist's wohl bald ganz zu Ende mit Arthur Weigel...“

Die Großherzogin als Klosternovize.

Wie bereits gemeldet, hatte sich die ehemalige Groß-
herzogin Marie Adelsfeld von Luxemburg in Beglei-
tung ihrer Mutter und ihrer Schwester in strengem In-
ognito nach Modena begeben, um dort in das Kloster
der heiligen Theresia als Novize einzutreten. Die Damen
waren nach ihrer Ankunft im Hotel San Marco abge-
steigen und wurden hier von zwei Freundinnen der frü-
heren Großherzogin erwartet. Der Nachmittag verlebten
die Damen in strenger Zurückgezogenheit. Gegen sechs Uhr
abends verließ dann die Großherzogin das Hotel, um sich
in das Kloster zu begeben. Ihre viel bewunderte, schöne
blonde Haar war bereits bis zum Nacken abgeschnitten. Sie
trug ein blaues Kostüm mit kurzem Rock, und dazu eine
einfache Kappe aus dunkler Seide. Mutter und Schwester,
sowie die beiden Freundinnen gaben ihr das Geleit. In
der Empfangshalle des Klosters wurde sie von Vater Ce-
rubino, dem Prior des Klosterhauses in Mailand, erwartet,
der zu der Zeremonie mit anderen Mailänder Geistlichen
nach Modena gekommen war. Als sie die Empfangshalle
betrat, blickte sie die in das Kloster führende Verbindung-
stiege, durch die zwischen einer Reihe brennender Kerzen hal-
bender Schwestern die Oberin eintrat. Marie Adelsfeld küßte
Mutter und Schwester die Hand und tritete nieder. In der

Hand hielt sie einen Strauß weißer Blumen, den ihr
kurz vorher ein Kind gereicht hatte. Vater Cerubino be-
grüßte die Novize mit einigen Worten, in denen er darauf
hinwies, daß der Orden der heiligen Theresia seiner Regel
nach für Damen der hohen Stände bestimmt sei.

„Desmal“, sagte er, „ist es eine Herzogin, die vom
Throne herabsteigt, um ins Kloster zu treten, und die auf
den Gang, die Nacht und den Beifall freiwillig verzichtet.“
In französischer Sprache fortsetzend, gedachte er der Schön-
heit des von der Fürstin gebrauchten Äpfels, das ihr durch
den Erwerb eines Thrones, der herrlicher ist, als der,
den sie aufgegeben hat, reiches Lohn verleiht. Marie Adels-
feld hört lächelnd zu. Dann stimmen die Schwestern den
Marienliedern an. Nach dem ersten beiden Strophen deut-
et Vater Cerubino mit einer Bewegung der Hand auf
die Eingangspforte.

Die frühere Großherzogin folgt dem Wind, erhebt sich
und schreitet mit festem Schritt bis zur Schwelle des Aus-
gangs. Hier wartet sie, bis der Symphonie beendet ist. Dann
tritt sie langsam über die Schwelle, und wie sie bemerkt,
daß sich hinter ihr die Tür schließt, wendet sie noch einmal
den Kopf zurück, um ein letztes Mal die Mutter durch ein
Nicken und eine Neigung des Kopfes zu grüßen. In diesen
feierlichen und ergreifenden Augenblicken schließt sich die
Tür, und der Schlüssel dreht sich zweimal im Schloß. Es folgt
tiefes Schweigen, das nur von dem Schlingen der An-
wesenden unterbrochen wird.

Literatur.

Der Weltkrieg. (Band 2 des Handbuchs der Politik.)
Dritte gänzlich ungewandelte Auflage in vier Bänden.)
Herausgegeben von Prof. A. Aufhäuser, Heidelberg, Dr. Be-
rolzheimer, Berlin, Prof. J. Jelinek, Heidelberg, Prof. Benz,
Hamburg, Prof. v. Bissat, Berlin, Prof. v. Schanz, Würzburg,
Justizminister a. D. Schiffer, Berlin, Prof. Bach, Leipzig.
Verlag Dr. Walter Koebes
Schild, Berlin.

Der jetzt vorliegende zweite Band des Handbuchs der
Politik „Der Weltkrieg“ schildert in umfassender Darstel-
lung das ganze Werden und Geschehen dieses der Staaten
der Erde umwälzenden Ereignisses. Der erste Teil des
Werkes behandelt die politischen Machtverhältnisse der Staa-
ten vor dem Kriege. Gelehrte und Diplomaten führen
den Leser in dieses bisher so wenig beachtete Gebiet und
beden die inneren Zusammenhänge auf, deren Auswirkung
der Weltkrieg mit seinen verhängnisvollen Folgen ge-
worden ist. Der mittlere Teil des Werkes wird in
einem zweiten Hauptteil in all seinen Phasen von An-
gehörigen des Generalstabes und der Admiralität dem Leser
nahegebracht. Die Darstellung der wirtschaftlichen Verhält-
nisse während des Krieges mit ihren bedeutsamen Aus-
wirkungen für Kriegswirtschaft und Volksernährung schließt
sich an. Die eingehende Schilderung von Ursachen und Ver-
lauf der politischen Umwälzung in Deutschland durch be-
kannte Politikler leitet zum fünften Hauptteil über, das
die Friedensbedingungen für die ehemaligen Mittelmächte
zur Wiedergabe bringt. In eingehender Darstellung werden
die Härten des Versailles Vertrags für das gesamte po-
litische, wirtschaftliche und kulturelle Leben Deutschlands
geschildert. Der Schlussteil des Werkes geht wieder auf
die weltpolitische Lage ein, wie sie sich durch den Welt-
krieg neu gestaltet hat und schließt mit einer Betrachtung
der neuen Weltlage und ihrer Machtverhältnisse. Die vor-
liegende Schilderung des Weltkrieges erhält ihre beson-
dere Eigenart der 47 namhaften Gelehrten und Politikler,
Staatsrechtler, Historiker und Volkswirte, Parlamentarier,
Diplomaten und Militärs. So wurde jede Materie von dem
erprobtesten und zuverlässigsten Kenner bearbeitet. Namen,
wie Professor Dietrich Schäfer, Graf Bernstorff, Professor
Hoepfich, General von Frenking-Bornhöven, Oberpräsident
von Vatoki, Staatssekretär Koeth, Minister Baerlein und
viele andere, verbürgen in ihrer Gesamtheit eine ein-
seitigen politischen Gesichtsweise unabhängig, wissenschaft-
liche Darstellung des ungewöhnlichen Stoffes. Der Wert des
systematisch aufgebauten Werkes wird erhöht durch aus-
sagekräftige, bis auf das Jahr 1920 herangeführte Literatur-
nachweise. Der Benutzung als Nachschlagewerk dient ein
2400 Nummern umfassendes Sach- und Namenregister.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 68
Telefon 4520.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 221

Sonnabend, den 2. Oktober

1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Rehm.

22. Fortsetzung.

Phinele redete.

Und jetzt wollte er auf viele Wochen fort, und er sagte ihr
das erst, nachdem alles fertig war. Das war Verrat, und er
mochte nur ruhig gehen. Sie brauchte ihn nicht, er brauchte
auch nicht mehr wieder zu kommen, und sie wollte überhaupt
nicht mehr an ihn denken. Aber dabei traten ihr doch die
Tränen in die Augen, und in dem blauen Gesichtsausdruck
ein tiefes Weh, das sie jählings überfiel und demgegenüber
auch der Trost verlagte. Sie wandte sich hastig ab, um ihn
nicht sehen zu lassen, was in ihr vorgeing — er bildete sich am
Ende noch Gott weiß was ein!

Aber Franz hatte sie mit immerwollenden Augen beobachtet,
und ihre Bewegung ließ ihn in seiner Glückseligkeit er-
beben. Er griff schnell nach ihrer Hand und hielt sie trotz
aller Widerstrebens fest.

„Phinele!“ sagte er weich, „siehe, liebe Phinele!“ Da-
bei bange er sich vor, um ihr ins Gesicht sehen zu können.
„Da rüh sie sich los und stütze dich an.“

„Ach mich, Du! Und ich will Dich nie, nie wiedersehen!“
Franz sah ihr verblüfft nach, und ehe er sich aufraffen
konnte, war sie schon verschwunden.

Vill Underwood war sehr unglücklich, als Franz ihr Lebe-
wohl sagte.

„Oh, mein lieber Freund, das ist nicht gut. Wir brauchen
Sie hier so notwendig. Ich habe so sicher mit Ihnen
gerekchnet, und wenn Sie gehen, weiß ich nicht, was werden
soll.“

Dann erzählte sie ihm von Wajill Petrowitsch und von
dem Einfluß, den er auf Phinele übte. Sie habe große
Sorge, denn Phinele sei eben doch ein nervöses, zartes Per-
sönchen, das so leicht einen ersten Liebes zu Grunde gehen
könne. Professor Heidenreich sei schon sehr unzufrieden mit
ihr, denn Phinele sei zerstreut und lustlos. Sie scheine tages-
lang abhulen zu müssen, und es sei dann gar nichts mit ihr
anzufangen. Dann wieder arbeitete sie mit einem tranthaften
Feuertrieb, von dem Heidenreich meinte, er sei fast noch schlim-
mer, als die Gleichgültigkeit. Wenn das so weiter gehe, werde
Phinele von jeder geistigen Entwicklung abgedrängt, und
Heidenreich werde sie nicht mehr unterrichten. Aber auch
Welschbach seien sie in Sorge, weil Phinele alles in sich ver-
schlinge und so niemandem Vertrauen habe.

Franz hatte von allem nichts gewußt. Er hatte wohl
die Bemerkungen an Phinele wahrgenommen, aber er
hatte sie auf die veränderte Lebensweise und vor allen Din-
gen auf das anstrengende Studium zurückgeführt. Nun war
er ratlos, und er fand noch dazu unter dem vorhergehenden
Eindruck, daß ihm nun Phinele ganz verloren sei.

„Aber wie ist es nur möglich, daß ein Mensch wie dieser
Wajill solch einen Einfluß auf sie gewinnen konnte?“ fragte
er sattsunglos.

„Oh, das kann man schon sehr gut begreifen. Das ist,
denk' ich mir, wie mit ganz kleinen Menschen. Die sehen in
die Welt aus unbewußten Kinderäugen, die in aller Ueberfülle
des Lichts das Sehen doch erst lernen müssen. Phinele war
ein Kind, als sie hierher kam, aus der stillen Verborgenheit
ihrer Heimat und der sorglosen Liebe ihrer Mutter. Auge
und Seele waren unerfahren; sie hat eine naive, schöne Offen-
heit am Leben, eine tiefe, starke Sehnsucht nach allem Schönen und
Großen mit hierher gebracht. Aber noch einmal: Das rechte

Sehen und Erleben hat sie noch nicht gelernt. Nun greift
sie tauchend wie ein Kind nach glühendem Land und muß
erst unter Schmerzen erfahren, daß er wertlos ist. Das ist
einmal Lebensschule. Wir machen sie alle durch in irgend
einer Form, und man braucht wohl auch gar nicht in Sorge
zu sein, wenn Phinele nur mehr Widerstandskraft besäße.
Ich hab' immer Angst, daß sie daran zerbrechen könnte, und
für mich waren Sie nun der Heiß, der sie erretten sollte. Ich
denke mir, Phinele hat Sie lieb, sie weiß es nur noch nicht.
Deshalb hab' ich auch immer ein bißel nachgehakt. Sie
wissen doch, neulich bei Cabros, und auch sonst, wenn Sie
nicht dabei waren. Phinele ist regelrecht eifersüchtig auf mich,
und unsere Freundschaft hat sich, auf ihrer Seite wenigstens,
sehr erheblich abgekühlt.“

„Eifersüchtig?“ Franz stürzte aus einer Verwunderung
in die andere. „Aber davon hab' ich doch gar nichts bemerkt!“

„Nein, Sie haben nichts bemerkt.“ Vill lächelte ihn gut-
mütig an. „Sie merken überhaupt nicht sehr viel vom Leben
und müssen das Sehen auch erst noch lernen. Aber Phinele
hat Augenblicke, in denen sie mich fürchtbar zu hoffen glaubt,
daß ich das sind dann meine glücklichen, weil sie mir beweisen,
daß ich auf dem rechten Wege bin. Wenn Sie nun aber fort-
gehen, stören Sie mir die Kreise doch ganz erheblich.“

Das begriff Franz nun wieder nicht. Wenn Phinele in
Wajill so verliebt war, daß alles um sie her ihr gleichgültig
wurde, — was lag dann daran, ob er ging oder blieb?

„Oh, diese Männer!“ rief Vill lachend, „wenn sie doch
ein bißel geschickter sein möchten! Eigentlich kann ich Sie doch
gar nicht verstehen — als Gegengewicht gegen Wajill Petro-
witsch. Phinele selbst muß auch den Gegenfall immer, wenn
auch ganz unbewußt, fühlen, der zwischen Ihnen und dem
Russen besteht, sie sollte auch Gelegenheit haben, ab und zu
doch einmal in Ihre Freundschaft zu stüchen. Verstehen Sie
das?“

Franz war völlig ratlos.

„Ja, ich glaube. Aber sagen Sie mir, was tu' ich denn
nun? Unter diesen Umständen kann ich doch gar nicht fort.
Und mein Freund hat sich darauf eingerichtet, daß ich mit-
komme, und er braucht mich auch.“

Vill kann ein paar Augenblicke nach, dann gab sie ihm
entschlossene die Hand.

„Na, lassen wir's, wie's nun einmal ist. Ich habe oft
schon denken müssen, wie etwas komme, so jet es ist, auch
wenn wir's nicht gleich begreifen. Jedenfalls müssen Sie
halten, was Sie einmal zugesagt haben. Schließlich bin ich
doch immer da, und ich will schon anpassen und mein bißel
Vorlesung weiter spielen.“

Franz war doch recht befremdet.

„Das ist mitunter aber auch gefährlich.“

besser, als wenn man ganz untätig einen Menschen seine Ver-
dammung, das ist es, was ich will. Aber es ist doch immer noch
hängenlassen. Ich will ja auch nur die Augen offen haben und mit ein wenig Eifersucht die Erinner-
ung an Sie wach halten — wenn das notwendig ist. Schaden
wird es kaum. Sie müssen mir aber helfen. Sie müssen es
losgelassen, daß ich mehr Kartenzüge von Ihnen bekomme,
als Phinele, und ich will dann schon sorgen, daß Phinele im-
mer erklärt, wenn ich einen Grund von Ihnen habe. Dafür
erlaube ich Ihnen dann ab und zu — aber nur als Ausnahme
— einen Brief an Phinele, damit ihr Versagen vor dem Er-
sinnen und allzuviel Trostlosigkeit bewahrt wird. Sie müssen
das aber auch richtig machen. Ein Brief mit viel Stimmung
ein bißel Naturphänomere, dazu recht viel von Ihren Gedan-
ken und Plänen, und endlich auch ein wenig Liebe — aber

nur gewöhnlicher als die andern, die man seine Mittheilungen darf. Im übrigen dürfen wir uns darauf verlassen, daß ein Eitel wie dieser Wallst sich selbst blößen werden muß, die schließlich auch von Phinele erkannt werden müssen.“ Sie hielt ihm wieder die Hand hin. „Einfach?“ Er griff mit beiden Händen danach. „Was sind Sie doch für ein Lieber, Treuer Mensch, Miß Andere?“ „Jagte er beneigt.“ „Der Mann wird zu beneiden sein, der Sie einmal hemführen darf.“ Ein Schalten ging über Phinele Gesicht und sie sah besangen an ihn vorüber. „Die Männer sehen nicht immer, was sie beneidenswert machen könnte.“ „Jagte sie still, „und ich hab mich schon ganz auf aufs Zusehen eingerichtet.“ Dann sagte sie, „Aber nun fort mit Ihnen! Wir werden sonst sentimental, und das ist abgemacht. Alles Gute, und auf Wiedersehen!“

Gust Ewoboda fand die erlebte Gelegenheit zu einer Begegnung mit Komtesse Annaliese, die die Abgabe geschah jedoch in so liebenswürdiger Form, daß er mit frohen Erwartungen auf die Reise gehen konnte. Baronin Zimhoff hatte ihm auf seine Anfrage geschrieben:

„Ich bin untröstlich, aber es geht nicht. Ich fahre heute auf ein paar Tage nach Graz. Es handelt sich da um wichtige Familienangelegenheiten, und ich kann die Reise leider nicht aufschließen. Da Sie selbst Ihren Urlaub angetreten haben werden, wenn ich zurückkomme, so ist kaum Aussicht vorhanden, daß wir hier in Wien uns sehen können.“

Ende November sagte ich mit unserer lieben Komtesse Thoit nach Palanga, wo ich in der Villa Cornelia auf dem Casajoule wohnen werde. Beileidigt führt Ihre Urlaubsreise Sie in die Nähe. Ich würde mich wirklich freuen, wenn ich Sie dort begrüßen könnte.“

Mit diesem Brief wurde für Gust die Frage nach dem eigenen Reiseziel, die bis zuletzt offen geblieben war, erledigt. Er bestellte telegraphisch Zimmer in der Villa Cornelia in Palanga, und in froher Stimmung fuhr er den Süden entgegen.

Frang fiel der Abschied von Wien schwer, und anfangs sah er still und gebankenverloren da. Gusts Lebhaftigkeit und die Schönheit der Landschaft, entlang dem Wiener Wald, hinauf in die Wunderwelt des Semmering und dann hinab in die grüne Estermark — die half auch ihm zu einer freieren Stimmung, und die Sorgen, die ihn an Wien banden, traten hinter den neuen, großen Eindrücken der Reise Schattenhaft zurück.

X.
In einem der letzten Septembertage war dem Professor Hinrichsen und Frau Gerlinde ein Lebenswunsch erfüllt worden: sie waren in dem stillen Tornowitzer Kirchlein vor den Altar getreten und hatten sich zum späten Glück die Hände gereicht.

Ein Glück ohne Leidenschaft, aber durchsonnt von verlässlicher Treue. Und darum war's auch eine ganz stille Hochzeit gewesen — nicht einmal Phinele war gekommen. Frau Gerlinde hatte selbst gemeint, Phinele sollte nicht gleich wieder das laun aufgenommene Studium unterbrechen; aber sie hatte doch Kommen und Nichtkommen Phinele anheimgestellt und im stillen gehofft, Phinele werde sich doch nicht in Wien zurückhalten lassen. Aber sie kam nicht; dafür trat ein Brief voll Ueberzeugung ein, in dem Phinele bewies, daß es wirklich besser sei, wenn sie jetzt in Wien bleibe.

Aus dem Briefe sang etwas heraus, was Frau Gerlinde nachdenklich machte. An den Ueberzeugung war sie bei Phinele ja gewöhnt. Aber es war da deutlich sichtbar noch das Bestreben, mit vielen Worten über ein Etwas fortzukommen, das nicht ausgeprochen werden sollte. Vorübergehend qualte Frau Gerlinde sich mit dem Gedanken ab, Phinele trage vielleicht doch schwer daran, daß die Mutter ihr jetzt nicht mehr ganz gehöre. Vielleicht war es ihr schwerer erschienen, gerade an diesem Tag um die Mutter zu sein, vielleicht hoffte sie, in der Ferne leichter darüber hinwegzukommen. Aber je mehr Frau Gerlinde sich mit diesem Gedanken beschäftigte, um so weniger wollte sie daran glauben. Phinele hatte nie die Fähigkeit zur Unwahrscheinlichkeit gezeigt. Die Glückwünsche in dem Brief würden viel weniger innig gewesen sein, als sie's

wirklich waren, wenn Phinele mit der Wohlgeit der Mutter steht noch ein großes Oper gebracht hätte. Was aber sonst konnte bei einem so jungen Menschenkind noch in Frage kommen, als die Liebe, oder doch ein Erlebnis, das für Liebe genommen wurde? Aus dieser Grundfrage entstanden viele andere, und jede war ein sorgenvolles Gesicht. Wirkliche Liebe, als Liebe, die voll Glücksgewißheit war? Oder nur die erste Regung eines übertraferten Herzens, die in die Irre führen und Leid und Not bringen müßte?

Es gab zunächst keine Antwort auf diese Fragen, und Zeit und Stunde waren nicht danach, ihnen ernsthaft nachzuhängen. Aber ein Schalten blieb doch, und er stand dunkel und ernsthaft auf dem sonnenhellten Hintergrund dieser glückhaften Tage.

Mit dem ersten Oktober trug dann ein Brief aus Ostburg eine schwere Sorge ins Haus, die auf lange hinaus jede andere Sorge zurücktreiben ließ. Frau Gerlinde erhielt erst aus dem Briefe, daß Herr Ewoboda die beiden Hypotheken gekauft hatte, und sie wußte auch was das bedeutete. Ewoboda wollte das Grundstück unter allen Umständen und schneller, als es auf dem Prozeßwege möglich gewesen wäre, in die Hände bekommen. Es galt also, die Hypotheken abzulösen, und Frau Gerlinde tauschte sich nicht darüber, daß das sehr schwer sein werde.

Auch Hinrichsen sah das ein, und er wollte daran versuchen, ob Ewoboda sich nicht doch zur Zurücknahme des Kündigung bewegen lasse. Es war ohnehin gut, wenn er, Hinrichsen, mit Ewoboda persönlich bekannt wurde, und wenn Ewoboda nebenbei erfuhr, daß Frau Gerlinde nun nicht mehr allein gegen ihn stehe.

Frau Gerlinde verdrap sich nicht viel von dieser Aussicht, aber sie hielt Hinrichsen auch nicht ab: er sollte sehen, mit wem er's zu tun hatte —

Hinrichsen traf Ewoboda in ungeduldigster Eile. „Was das eigentlich nötig? Sie sind doch, so viel ich sehe, über die erste Jugend hinaus, und auch Frau Keinenberger dürfte die Jünglinge nicht mehr sein. Na, was geht mich nichts an. Also Professor sind Sie — ich meine ein richtiger.“ „Ich hab' mal einen Jawerklüster gelesen. Toller Kerl, war früher Kellner gewesen, aber Professor nannte er sich auch.“

Ein feines Rot stieg Hinrichsen in das blaße, schmale Gesicht, aber er wollte sich nicht regen lassen. „Sie sind sehr neugierig, verehrter Herr, und ich will annehmen, daß Sie nicht fühlen, wie unhöflich Sie sind. Aber da Sie schon einmal fragen: Ich bin Jurist.“

„Jurist? Ah so — also Advokat. Da werden Sie nun Ihre Frau gegen mich verteideln?“

„Es ist wohl selbstverständlich, daß ich die Interessen meiner Frau wahrnehmen werde — das würde ich auch dann tun, wenn ich nicht Jurist wäre. Aber da ich's bin, so hab' ich mich mit Ihrem Prozeß gegen die Erben des verstorbenen Herrn Keinenberger eingehend beschäftigt, und ich möchte Ihnen doch sagen, daß Ihr Anspruch äußerst zweifelhaft ist.“

Ewoboda lachte ihn breit an. „Das weiß ich selbst, lieber Herr — das hab ich von allem Anfang an gewußt.“

„Ah! Und dennoch —?“

„Democh? Erst recht! Wer will denn sagen, wie so ein Prozeß ausgeht? Ich hab' da auch meine Erfahrungen gemacht und weiß, daß Prozesse gar nicht durch das Recht der Parteien, sondern durch das geschriebene Recht und die Auffassung der Richter entschieden werden. Wenn man Glück hat, erreicht man doch, was man erreichen möchte. Auf Glück aber muß ein Geschäftsmann sich immer ein bißchen verlassen.“

„Aber wenn nun doch das tatsächliche Recht gegen das steht, was Sie Glück nennen?“

„Ach, das sind Redensarten, und in unserem Falle ist's noch gar nicht ausgemacht, daß Ihr Recht besser ist, als meine Hoffnung auf Glück. Aber ich bin auch der Mann nicht, mich auf so ungewisse Dinge, wie Recht und Glück es sind, allein zu verlassen. Drum hab' ich die Hypotheken gekauft. Das ist jedenfalls, wie Sie zugeben werden, der einfachste und billigste Weg, das Grundstück in die Hände zu bekommen, und darauf allein kommt's schließlich doch an.“

Das war ein Bekenntnis, das in seiner Offenheit Hinrichsen verblüffte. (Fortsetzung folgt.)

Charlotte von Steins „Dido“.

Bon
Wolff Pannegger.

(Nachdruck verboten.)
Allen Goethefreunden eine liebevolle und doch ernste Gabe zu bieten, denkt, wie er selber sagt, Alexander Freih. v. Gleichen-Rußhorm mit seinem soeben erschienenen Neubruck von Charlotte von Steins fünfaktigen Trauerspiel „Dido“ (Berlin, Verlagsanstalt Arthur Collignon). Zu Lebzeiten von Goethes berühmtester Freundin war ihr Werk nur in wenigen Handbüchern verbreitet gewesen von denen bios nur erhalten geblieben sind. Eine davon hatte sich auf Schillers jüngste Tochter, Baronin Emilie von Gleichen-Rußhorm, vererbt und lag der bisher einzigen Ausgabe des Stückes zugrunde, die Dr. G. Dünker im Auftrage des freien deutschen Hochschullehrers zu Frankfurt a. M. im Jahre 1867 besorgte. Da nun diese Ausgabe des Goethegedankens Dünker wenig beachtet wurde, ist der jetzige sorgfältig ausgestattete Neubruck, den Schillers Urtext herausgibt und einleitet, der Goethegemeinde in der Tat sicher höchst willkommen.

Aber bei aller Verehrung, die man dem Freiherren von Gleichen-Rußhorm als Werkstümmel und genauen Kenner des Weimarer Klassizitätskreises entgegenbringen wird, muß es doch erlaubt sein, seiner Wertung der Frau von Stein und ihres „Dido“-Dramas eine etwas andere Auffassung gegenüberzustellen. Ein paar Worte darum zunächst auf die Tragödie selber. Die Dichterin behandelt darin das Schicksal der Kartagoer Königin Dido, so wie sie die ältere Sage überliefert, nicht, wie sie Virgil erzählt. Nach Ermordung ihres Gatten Aeneas durch ihren eigenen Bruder Pyramon hat Dido in Kartago ein neues Königreich gegründet. Da begehrt der Gattlerkönig Jarchas ihre Hand und begibt sich, verleidet, mit einem Getreuen nach Kartago. Dort verleiht er mit Hilfe einiger Schöngelster am Hofe der Dido das Volk gegen sie anzuknüpfeln und für seine Absicht zu gewinnen, aber Dido, der der treffliche Priester Albicario keinen Schutz mehr bieten kann, entzieht sich der verhassten Vermählung durch freiwilligen Tod. Diese in ihren Grundzügen recht einfache, um nicht zu sagen dürftige Handlung, die weder physiologisch: Entwicklung, noch dramatische Steigerung aufweist, vollzieht sich in einer Reihe von Szenen, die im wesentlichen aus Gesprächen bestehen. Gesprächen in einer Prosa, die uns heute freilich unerträglich erscheint, und ungewöhnlich vor allem bei der Seelenfreundin Goethes. Hier ein willkürlich herausgegriffenes Beispiel (II. 2):

Albicario (zur Königin):
Die Stunde hat geschlagen, wo mich Deine Befehle hierher rufen.

Königin:
Sei mir willkommen, liebster Albicario! Der abführende Abend wird Dir auch nach ausgestandener Schweiß in diesem Garten wohlthun. (Sie nimmt ihn beiseite.) Ferner Albicario! Hier unter diesem schönen freien Himmel, wo mich schon mannigfaltige Abänderungen von erhebender unerklärlicher Trauer ergriffen haben, hier sollst Du mit einem Rat erteilen. Aber laß uns dort in dem einsamen Hyppresengang niederlassen, wo ich Dir meinen gefassten Entschluß unter Ihren himmelragenden Eichen ruhiger mitteilen kann. (Gehen ab.)

Jarchas (zum Feldherrn):
Dies war ja der Mann, den wir suchten.

Feldherr:
Er hat ein so edles Aussehen zu Deinem Vorhaben.

Jarchas:
Daß uns indes noch in diesem Garten weitergehen, bis ich Gelegenheit zu einer Bekanntschaft mit diesem Manne finde.

Angesichts dieses lächerlich hölzernen Papiergebüdes wird Gleichen-Rußhorms Bemerkung, die Ausdrucksweise und Dialogführung des Werkes gehörten „dem Geschmack der empfindsamsten Zeit an“, als rechtlich milde, ja beinahe irreführend beizuhören. Ueberhaupt kommt dem ganzen Stück irgendein poetischer oder dramatischer Wert keinesfalls zu, so leichsam glänzig und schmückhaft sich auch feinerseitig Schiller in einem Brief an Frau von Stein darüber ausgesprochen hat.

Aber wenn Schiller hier von dem Dido-Drama als einem der Bekanntesten spricht, die ein edles Gemüt sich selbst und von sich selbst macht, so gelangen wir damit zu jenem Moment, von dem allein aus betrachtet es noch

heute unser Interesse verdient. Charlotte von Steins Tragödie ist nämlich trotz des antiken (wenn auch wenig edlen) Gewandes ein Weimarer Schöpfungsstück und als solches eine der vielen Anekdotten die Frau von Stein mit Goethe vorzunehmen beliebte, nachdem er mit ihr gebrochen hatte.

Man hat sich daran gewöhnt, die Liebesbeziehungen zwischen Goethe und Charlotte von Stein mit sehr sentimentalen Augen anzusehen. Von der Frage ganz abgesehen, ob Charlotte die wirkliche Geliebte des Dichters gewesen ist (die einen sagen ja die andern nein — letzteres ist vielleicht das Wahrscheinlichere), gefiel man in schwärmerischen Urteilen aber Goethes Freundin, stellte sie als ein Muster von Seelenadel und Herzengröße hin. Aber dieses günstige Urteil — besonders Frauen neigten stets dazu — gründete sich meist nur auf die leidenschaftlichen Liebesbezeugungen in Goethes Briefen und Gedichten an sie. Die eigenen Briefe hat Charlotte bekanntlich zurückgelassen und verbrannt. Daß Goethe bei uns sieben Jahre älteren Frau eine Zeit lang mit aller Blut und allem Feuer seines Dichterherzens zugehen war, darüber lassen seine eigenen Aufzeichnungen keinen Zweifel. Ebenso wenig aber darf man bezweifeln, daß nach seiner Rückkehr aus Italien ihm, was den wahren Charakter der früher so Heiligsten betrifft, eine Wunde von den Augen gefallen ist. „Du hast mich immer mal a mon ase gezeit“, schreibt er ihr am 1. Juni 1789. „Wo sollte da Vertrauen und Offenheit geblieben, wenn Du mich mit vorfälliger Raune von Dir stiebst.“ Und in dem in Aphorismen „Bedenkliches“ aus dem Jahre 1800 spricht der alte Goethe mit deutlicher Anspielung auf Frau von Stein von jenem Irrtum, in dem wir oft befangen seien: „Daß wir uns für Personen, die uns nicht so sehr lieben, ein Verhältnis zu ihnen erträumen, das dem erwachten Auge soogleich verschwindet.“

Um jünger denkt der Dichter des „Dido“ nach dem Bruch später der Frau, die vor allem zu diesem Werk ihn angeregt, nur mehr selten, sie war, trotz eines gewissen höheren Wertes, beinahe tot für ihn. Disto mehr aber beschäftigte Charlotte sich mit ihm. Und hier muß der Unparteiliche feststellen, daß kaum von irgendeiner Persönlichkeit der Weimarer Gesellschaft eine solche Gut von Beschimpfungen und Verleumdungen über Goethe ausgegangen worden ist, daß niemand hartnäckiger dem Dichter das Leben zu verleben verurteilt hat, als gerade Frau von Stein. Man mag der Eifersticht auf Christiane Vulpius die Goethe damals, wie Charlotte höflich bemerkte, zu seinem Klären hatte“ ein gut Teil dieser Hofausbrüche nachsehen — trotzdem muß dies ihr Verhalten gegen den einstigen Geliebten den Glauben an ihren Seelenadel unbedingt ins Wanken bringen.

Und nichtig, gefällig sind auch die Angriffe und Sätzen gegen Goethe in der „Dido“. Er tritt hier als ein Poet Egon auf, der zusammen mit dem Philosophen Dodus (Knebel) und dem Geschichtsschreiber Arius (Vertuch) ein ziemlich altes Trio bildet. Dido selber und ihre Freundin Elissa (die andere Namen der Dido) tragen der Dichterin eigene Züge, Jarchas erinnert an Karl August, Albicario an Herder. Egon, dem auch einige tatsächliche Ausprüche Goethes in den Mund gelegt werden, wird nun als eitel, lebendig dem Einnengewinn lebender Mensch hingestellt, der nur seinen Bauch pflegt und die feineren Regungen einer Frauenseele nicht versteht. Er beteiligt sich an der Verschönerung gegen Dido, zeigt sich überhaupt aufdringlich, Ideen zugänglich und sucht, da er wahrer Bedenklichkeit nicht fähig ist, durch allerlei Schaulust auf die Frauen zu wirken. Wie Goethe der Frau von Stein vom Genuß des Kaffees abriet, sagt auch Egon zu Elissa, ihre falschen Vorstellungen kamen von einem ihr umgebenen Dicht her, und auch sonst fehlt es nicht an vielen mehr oder weniger deutlichen Anspielungen auf die einstigen Beziehungen der Weiden.

Gleichen-Rußhorm meint, Charlotte habe durch solche Züge ihre eigene Trauer um den verstorbenen Goethe geschildert, dabei „eine Satire“ und „wehmütigen Humor“ zum Ausdruck gebracht und immer „jenes je ne sais quoi gewahrt, das Sport und Haß in der erregten Erkenntnis hervorwühlt“. Solche Auffassung erscheint uns namentlich in Anbetracht der sonstigen Angriffe der Frau von Stein gegen Goethe als eine allzu beschönigende. Wir sehen in der „Dido“ weiter nichts als die Giftwaare einer eifersüchtigen alternden Frau gegen den genialen und turmhoch überlegenen Mann, der sich von ihr abgesehen hat. Was, wie gesagt, nicht hindert, die Herausgabe des bisher so gut wie ungenannten Werkes trotzdem als einen bedeutungsvollen Beitrag zur Goetheforschung mit Freunden zu bearbeiten.

